



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Luxus im Offizierkorps. Vor einigen Wochen erschien in der Kreuzzeitung ein Artikel, der darüber klagte, daß viele Offiziere in Zivilistenkreise hinabstiegen, die sie besser meiden sollten, und ferner darüber, daß sich bei den Offizieren ein gefährlicher Luxus zeige. Der Verfasser wandte sich besonders an die ältern Offiziere mit der Mahnung, dem Luxus unter den jüngern Kameraden entgegenzuwirken. Dieser Frage kann man jedoch noch viel mehr auf den Grund gehn, als der Verfasser es gethan hat; man findet dann (offenbar ist er für sich auch zu demselben Ergebnis gekommen, hat sich jedoch gescheut, es offen auszusprechen), daß die so viel gerühmte Disziplin doch in manchen Punkten nicht mehr ganz fest zu sein scheint. Die „Einführungsordre der Verordnungen über die Ehrengerichte der Offiziere im preussischen Heere“ vom 2. Mai 1874 sagt: „Der Offizier soll bestrebt sein, nur diejenigen Kreise für seinen Umgang zu wählen, in denen gute Sitte herrschend ist, und darf am wenigsten an öffentlichen Orten aus dem Auge lassen, daß er nicht bloß als gebildeter Mann, sondern auch als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten seines Standes auftritt.“ Ferner: „Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staat und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegerische Tüchtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grund und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.“

Hier ist also klar und deutlich der kaiserliche Wille ausgedrückt, daß das Offizierkorps eine (wie der Verfasser der Kreuzzeitung sagt) „auf realer, rationaler Grundlage aufgebaute Sonderstellung“ einnehmen, und besonders, daß es sich von allem Luxus fernhalten solle. Was den ersten Teil, die „Sonderstellung“ oder den Verkehr der Offiziere betrifft, so wird dieser im allgemeinen befolgt, häufig sogar gehn besonders jüngere Offiziere hierin sogar ein bißchen weit; andre allerdings auch wieder im entgegengesetzten Sinne. Um so weniger aber findet die zweite Forderung Beachtung, obwohl sie auch der jetzige Kaiser fort und fort betont und seinen Willen in dieser Hinsicht aufs schärfste ausgesprochen hat. Die Ordre vom 29. März 1890 z. B. schließt mit den Worten: „Dem überhandnehmenden Luxus muß aber mit allem Ernst und Nachdruck entgegengetreten werden.“ Wie ist es nun möglich, daß bei uns in Preußen, und noch dazu in unsrer Armee, wo doch sonst der geringste Befehl genügt, diese klaren Verfügungen einfach nicht befolgt werden, und daß die Presse zu Hilfe genommen werden muß, um das Offizierkorps an seine Pflichten zu erinnern? Diese anhaltende Nichtbefolgung wiederholter Allerhöchster Befehle in der Armee (beiläufig bemerkt beweist schon die Notwendigkeit einer so häufigen und bestimmten Wiederholung, daß sie nicht beachtet werden) ist doch eine auffallende und ernste Erscheinung, und ohne Zweifel müssen dazu gewichtige Gründe vorliegen. Ich möchte die Ursachen, die die heutigen Zustände hervorgerufen haben, kurz in die Stichworte zusammenfassen: allgemeine Steigerung des Luxus, große Vermehrung des Offizierkorps, seine Rekrutierung aus den verschiedensten Kreisen, lange Friedenszeit, „glänzende“ Pflichten des Offizierkorps, Macht des Geldes. Ohne Zweifel wäre es sehr zu wünschen, wenn — soweit wie es unter den veränderten Verhältnissen möglich ist — die frühere

Einfachheit wieder ein Grundsatz unsrer Offiziere würde. Aber das werden selbst die bestgemeinten Ratschläge alter Kameraden, das werden alle „sollte“ und „müßte“ von Zeitungsartikeln nicht fertig bringen, sondern nur entweder ein Krieg, oder aber ein wirklich greifbarer spezialisierter Befehl für alle, auf dessen Nichtbefolgung auch die sofortige Ahndung folgen müßte. Denn solange noch dieser große Widerspruch zwischen der Theorie und der Praxis besteht, daß in Wirklichkeit das reiche „vornehme“ Kavallerieregiment eine weit höhere und bevorzugtere Stellung gegenüber dem ärmeren Infanterieregiment einnimmt, solange noch den vornehmen und reichen Herren ihre Spielpassionen usw. in verhältnismäßig gelinder Weise angerechnet werden, solange ferner in den einzelnen Regimentern die Reichern eine bessere und auch sichrere Stellung haben als die Unbemittelten (was zwar nicht schön ist, sich aber aus den Verhältnissen von selbst ergibt), und solange schließlich die Offizierkorps, außer in ganz kleinen Garnisonen, zu fortwährenden Festlichkeiten, Geschenken und sonstigem Repräsentieren gezwungen sind — solange kann man sich schließlich nicht wundern, wenn sich die Verhältnisse nicht bessern. Der Kreuzzeitungsartikel meint, der einzige Grund für den Menschen, seinen Reichtum „schillern“ zu lassen, sei der, dadurch Ansehen zu erwerben. Allerdings kommt ja das höhere Ansehen, das der Kavallerieoffizier in der Gesellschaft genießt (was man sehr hübsch in gemischten kleinern Garnisonen beobachten kann), hauptsächlich von seinem Reichtum her, aber für ihn selbst ist doch der Hauptgrund sein persönliches Wohlbehagen, oder besser seine persönlichen „nobeln Passionen.“ Das vom soldatischen und kameradschaftlichen Standpunkte aus allein richtige Prinzip, daß sich in den Offizierkorps die Reichern nach den Unbemittelten zu richten haben, läßt sich nur durch wirklichen Zwang und scharfe Kontrolle durchführen, eben weil es jenen zu unangenehm ist, als daß sie sich solche Entsagung auf die Dauer freiwillig auferlegen sollten. Die Unbemittelten, besonders auch innerhalb der Regimenter, leiden unter diesen Verhältnissen sehr; da es außerdem meist Infanteristen sind, so ist auch unter diesen der Wunsch nach einer Abänderung am lautesten; wenn einmal hier und da ein Kommandeur gegen den Luxus energisch vorgeht, so ist es fast immer in der Infanterie. Da jedoch manche Kommandeure entweder selbst das Leben im Luxus angenehm finden oder sich um diese Dinge — abgesehen von einigen offiziellen Ermahnungsreden — sehr wenig kümmern, und da außerdem hier ein wirklich energisches Durchgreifen oft peinlich und eine genaue Kontrolle sehr schwer ist, so bleibt es eben — da ja unsre Offiziere nur Menschen und ebenso wie alle andern dem Zeitgeiste unterworfen sind — trotz aller allgemeinen Verfügungen und trotz des guten Willens einzelner — beim alten, solange nicht die Art an die Wurzel gelegt wird.

Italien. — Neuguinea. — Südwestafrika. — Kleinasien. Von der Bibliothek für Länderkunde, die Professor A. Kirchhoff und Dr. Styrner in Halle herausgeben (Berlin, Alfred Schall), hat uns dieses Jahr zwei gewichtige Bände gebracht, III—IV und V—VI. Der erste Doppelband behandelt Italien, sein Verfasser ist Professor Dr. W. Decke. Das ist nun die dritte große Geographie von Italien, die wir innerhalb weniger Jahre erhalten haben, und es ist in gewissem Sinne die vollständigste. Decke ist Geolog, hat aber archäologische und historische Interessen, die, man möchte sagen, angeerbt sind, und kennt Italien von langen Aufenthalten und vielen einsamen Wanderungen. Sein Buch behandelt demnach das merkwürdige Land, das nie aufhört, uns zu interessieren, vom untersten geologischen Fundament bis zu den Höhen des geistigen Lebens. Als Geographie ist das Wert

Theobald Fischers geschlossener, methodischer. Als Schilderung von Land und Leuten ist P. D. Fischers Italien, das wir erst vor wenig Monaten in den Grenzböten angezeigt haben (s. Grenzböten Nr. 21), nach der politischen und statistischen Seite vollständiger. Aber als umfassende Beschreibung des Bodens, der Landschaft, des Volkes mit seiner Geschichte, seinen Leistungen und seinem Charakter werden sie von diesem Deckschen Buche übertroffen. Decks Urteil ist schärfer als das von P. D. Fischer, zu dessen in den höhern Schichten Italiens gewählten lustigen Standpunkt auch wir uns nicht aufschwingen konnten. Wir glauben, daß dieses neueste Werk besonders als ungefärbte Schilderung des modernen Italiens in seiner politischen Unfertigkeit und mit seinen wirtschaftlichen und geistigen Mißständen neben dem optimistischen Werke G. Fischers zu empfehlen ist. Der Doppelband von 33 Bogen ist mit 27 Vollbildern, 2 Vollkarten, 2 vierfarbigen Stadtplänen, einer siebenfarbigen geologischen Karte und einer siebenfarbigen Übersichtskarte von Italien illustriert. — Der zweite Doppelband behandelt Neuguinea. Sein Verfasser ist der in kolonialen Kreisen rühmlich bekannte Maximilian Krieger, ehemaliger kaiserlicher Richter im Schutzgebiet der Neuguineakompagnie und Sekretär des kaiserlichen Landeshauptmanns. Außerdem haben Kenner Neuguineas wie Dandelman, Luschau, Matschie und Warburg klimatologische, ethnographische, zoologische und botanische Beiträge geliefert. Das Werk ist unterstützt worden von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, von der Neuguineakompagnie und der Kolonialgesellschaft. Der Vorsitzende der Kolonialgesellschaft, Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg, hat die Widmung des Bandes angenommen. Es ist also gewissermaßen eine halboffizielle Veröffentlichung, in der uns hier die durch den deutschen Kolonialbesitz besonders wichtige Insel vorgeführt wird. Wir möchten indessen größeren Wert darauf legen, daß es überhaupt die erste wissenschaftliche Geographie von Neuguinea ist, die man in irgend einer Sprache hat, und daß sie sich ganz freihält von dem reklamehaften Charakter so mancher Kolonialbeschreibungen. Deutsch-Neuguinea hat, wie die ganze Insel, eine große Zukunft, und wer eine gediegene Auskunft darüber gewinnen will, wird zu diesem Buche greifen müssen, das übrigens reich illustriert und mit einer guten Übersichtskarte ausgestattet ist. — Auf ein schon viel besser bekanntes Gebiet führt uns R. Schwabe mit seinem Buche: Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Skizzen. Illustriert von Maler C. Arriens, mit Beiträgen der Maler G. Albrecht und R. Hellgrewe. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1899. Dem Freunde spannender Reisebeschreibungen bringt die erste Hälfte dieses Buches die Schilderung der Kämpfe mit Witboi, der Unruhen an der Kalaharigrenze, des Hereroaufstands von 1896, des Lebens und der Züge der Kaufleute und Farmer, des Daseins eines deutschen Offiziers auf Polizei- und Militärstationen. Neger, Hottentotten, Bastards, Buschmänner, Boeren, Missionare treten in buntem Wechsel auf. Eine Reise des Verfassers durch Transvaal zur Delagoabai beschließt diesen Teil. Daran reihen sich geographische, politische und wirtschaftliche Abschnitte und, besonders willkommen, ein sanitäres Kapitel von Fachmännern. Wir hoffen, daß das frisch geschriebene und mit gesundem Menschenverstand urteilende Buch unsrer südwestafrikanischen Kolonie neue Freunde machen wird. Südwestafrika ist seit mehreren Jahren in der Schätzung der Nation im Aufsteigen. Möchten viele aus diesem Buche lernen, was wir an dieser Kolonie haben können, wenn wir sie pflegen. — Die Orientreise unsers Kaisers im Herbst 1898 und die ihr nachrollende Woge deutscher Kleinasien- und Palästinafahrer hat eine reiche Blütenähre deutscher Orientreisebücher emporgetrieben.

Sie trägt unter glänzenden Blumen, die uns noch lange erfreuen werden, natürlich auch unscheinbare, die zu raschem Verwelken bestimmt sind. Im allgemeinen gewinnen wir aber den Eindruck eines gesunden Wachstums des Verständnisses für den Osten und für das, was wir dort sollen und können. Wir greifen einige der bezeichnendsten Werke heraus. Für die Kenntnis des historischen Verlaufs und der offiziellen Perspektiven der Kaiserreise giebt es keine bessere Quelle als die drei Vorträge des Oberhofmeisters der Kaiserin, Freiherrn von Mirbach: Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina (Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1899). Auch wenn uns nicht die Bestimmung des Ertrags dieses Buches für Wohlthätigkeitszwecke veranlasste, es unsrer Bücherei einzuverleiben, würden wir es der anmutigen, sachlichen Erzählungsweise zuliebe thun; es ist kein Höflingsgeschwätz, sondern ruhige Beurteilung der Dinge des Orients, wie sie sich von der Höhe einer Kaiserreise aus ansehen, und vor allem ein treuer Bericht über die Ereignisse jedes Tages. Unter den Eindrücken der „gewöhnlichen“ Reisenden verdient zweifellos die Palme Friedrich Naumanns *Asia* (Verlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, 1899). Wer Naumann nur als Politiker und Redner kannte, wird erstaunt sein, hier einen Reiseschilderer ersten Ranges zu finden. Naumanns starke und eigentümliche Natur läßt ja eine ganz besond're Auffassung aller der Bilder erwarten, die von Neapel bis Jerusalem und Kairo an dem Reisenden vorbeigezogen sind. Wer würde aber einen Naturschilderer in ihm erwartet haben, der den Pinsel und den Stift mit der Sicherheit des Meisters führt? Von Naumann konnte man eine gewaltige Fähigkeit des Aufnehmens und Aufschwirkenlassens und infolgedessen auch eine hohe, künstlerische Gerechtigkeit des Urteils erwarten. Er giebt sich aber hier auch als ein Mann von erstaunlicher Gestaltungskraft. Das richtigste Wort und den kürzesten Sinn für eine ganze Verwicklung von Erscheinungen zu finden, scheint ihm nur ein Spiel zu sein. Dabei aufrichtig bis zur Enttäuſchung über die Natur der heiligen Stätten und auf der andern Seite voll Verständnis für die praktischen Aufgaben der deutschen Orientpolitik. Wer dieses kleine kernige Buch einmal zu lesen angefangen hat, läßt es nicht mehr los und kehrt wohl auch dann noch gern zu ihm zurück, wenn er den Inhalt aufgenommen hat. Es ist eben ein durchaus persönliches Werk, dessen Verfasser durch das, was er ist, uns're Teilnahme zu fesseln weiß. — Als ob sie ein Menschenalter hinter uns lägen, muten uns neben diesen aus einer großen Stimmung gebornen Werken zwei Reiseschilderungen an, die zum Teil auf demselben Boden gewachsen sind. Rudolf Lindaus *Zwei Reisen in der Türkei* (Berlin, Fontane, 1899) beschreiben eine Fahrt auf der anatolischen Eisenbahn bis Konia und einen Ausflug nach den ägäischen Inseln. Tenedos, Lesbos, Chios, Samos, die Gruppen von Patmos und Kos, Rhodos werden ja selten besucht, und man ist gespannt, von ihnen erzählen zu hören. Rudolf Lindau ist nun ein gewandter Erzähler, der einem größern Leserkreis schon darum angenehm sein muß, weil er ungefähr das sieht, was ein Durchschnittsmensch sieht, und etwas besser das darüber sagt, was ein Durchschnittsreisender sagen wird. Sein Büchlein giebt ungeschminkte Schilderungen der türkischen Herrschaft oder vielmehr Wirtschaft im Archipel, graue Bilder des Glends, die trüb vor dem Glanz des Himmels einer der schönsten Landschaften der Erde stehn. Paul Lindaus *Ferien im Morgenlande* (Berlin, Fontane und Komp., 1899) schildern die Reise nach Konstantinopel kurz vor dem Ausbruch des letzten türkisch-griechischen Krieges, eine Reise durch Kleinasien, die ebenfalls in Konia endigt, einen Ausflug nach Brussa und giebt noch einige Abschnitte über mohammedanische Feste zu; den Beschluß macht eine hübsche Studie über Mohammed

und die Frauen. Paul Lindau ist ein unterhaltender Plauderer, aber zum fesselnden Reisebildner fehlt ihm ein warmes Verhältnis zu den fremden Dingen und Menschen. Es ist zuviel Verstand und zu wenig Seele in seinen Skizzen, er vertieft sich in nichts, er erglüht für nichts. Kritische Bemerkungen rundum, kühle Stimmung endlich auch bei uns, sodaß wir das Buch gleichgiltig, wenn auch mit der Anerkennung weglegen, daß es immerhin geschickt gemacht ist.

Goetheliteratur. Von dem vielen, was uns die Gedenkfeier auf den Tisch gelegt hat, geben wir eine kleine Auswahl. Es freut uns vor allem, daß R. Heinemanns vortreffliches Buch so bald die verdiente zweite Auflage hat erleben können (Leipzig, E. A. Seemann). Es ist durchgearbeitet, verkürzt, verbessert und mit neuen Abbildungen versehen. Welch ein Fortschritt gegen Dünker, der doch vor zwanzig Jahren verdienstlich und unentbehrlich war! Heinemanns Vorzug ist die ungekünstelte, klare und doch unterhaltende Schreibweise; für die Liebhaber prickelnder Geistreichheiten giebt es ja noch andre Bücher. Wie anziehend und normal, abschließend stellt sich jetzt z. B. der Abschnitt über Werthers Lotte und Maxe Brentano nebst der Parallele zwischen Goethe und Rousseau dar! Überall aber spürt man die nachbessernde Sorgfalt, findet man nachschlagend ausreichende Belehrung bei angenehmer Kürze. Es ist für den gebildeten Leser ohne Frage das geeignetste Buch über den ganzen Goethe. — Goethes Vater ist ja keine teilnahmeweckende Figur, wir wollen es jedoch dankbar anerkennen, daß eine kluge, feinsinnige Frau es in einem kleinen vortrefflich geschriebenen Buche verstanden hat, uns den alten Herrn von seiner vorteilhaftesten Seite vorzuführen: Eine Studie von Felicie Ewart (Hamburg und Leipzig, Bock). — Julius Vogel, Rustos am Leipziger Museum, beschert uns ein reichhaltiges Bilderbuch zu Dichtung und Wahrheit unter dem Titel „Goethes Leipziger Studentenjahre“ (Leipzig, E. Meyers Graphisches Institut), urkundlich genau im Text, eingehend und lokalfarbig lebendig, dabei billig (vier Mark) in schönster Ausstattung. — Hier verdient aber auch die dreißigste (Schluß-)Lieferung des zweiten Bandes des Werkes: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ (Berlin, Photographische Gesellschaft) besonders erwähnt zu werden. Sie giebt sieben gut gewählte Bildnisse Goethes und eins von Karl August, dazu kurze, treffende Worte über die beiden Persönlichkeiten von Hermann Grimm und Ottokar Lorenz, ein in sich abgeschlossenes kleines Kunstwerk und ein Erinnerungszeichen, das sich jeder für den lächerlichen Preis von 1 Mark 50 Pfennige gönnen kann.

Ein feines Büchlein von Robert Saittschick, Goethes Charakter, eine Seelenschilderung (Stuttgart, Fr. Frommann) ist aus einem persönlichen Bedürfnis des Verfassers hervorgegangen und um seiner warmen Empfindung und abgeklärten Darstellung willen ohne Einschränkung zu empfehlen. Mit sicherem Takt sind da die maßgebenden Selbstzeugnisse in die Mitte der Erörterung gestellt, z. B.: „Ich bin als ein beschauender Mensch ein Stockrealiste, sodaß ich von allen den Dingen, die sich mir darstellen, nichts davon und dazu zu wünschen imstande bin und ich unter den Objekten gar keinen Unterschied kenne als den, ob sie mich interessieren oder nicht. Dagegen bin ich bei jeder Art von Thätigkeit, ich darf beinahe sagen vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles nach meinen Vorstellungen bequemen soll“ (1798). Hören wir als Probe auch eine von des Verfassers eignen Formulierungen. Obwohl Goethe gern religiöse Stimmungen persönlicher Art in seiner Seele wachgerufen habe, so habe er doch praktisch seine Wünsche und Hoffnungen auf das Diesseits beschränkt. Bei

dem starken Triebe, sich über die Wirklichkeit zu erheben und sie auf höhere Welten zu beziehen, sei ihm auch die Ideenwelt als feste Wirklichkeit entgegengetreten, und so sei er dazu geführt worden, beide durch Grenzen zu scheiden. „Er begriff daher die Menschen nicht, die das Ideal im Leben um jeden Preis verwirklicht wissen wollten. Er meinte sogar, daß die eigentliche Kraft und der hohe Adel der Idee darauf beruhe, daß sie nicht verwirklicht werde, denn die Verwirklichung beraube sie gewöhnlich ihrer Würde.“ Der strenge Individualist und der künstlerische Seher wohnen also in seiner starken und komplizierten Seele bei einander. — Goethes Verhältnis zur Religion, das bei Saitschik mit betrachtet wird, hat ein tiefgebildeter Theologe eingehend besprochen: Karl Sell, Goethes Stellung zu Religion und Christentum, Vortrag mit Erläuterungen (Freiburg, Mohr-Siebeck), nicht nur geistvoll, was, weil man's heute allzu willig zugesteht, hier zu wenig bedeuten würde, sondern belehrend und zum Weiterdenken anregend. Goethe gehört unter den großen Menschen der Geschichte nicht zu den umwälzenden, sondern zu den darstellenden Naturen; seine Weltanschauung, die natürlich erst im Alter ihre für die Zukunft wichtige, prophetische Bedeutung erlangt, ist der vollkommenste Ausdruck der geistigen Bestrebungen unsers Jahrhunderts. Freilich, seit er der alte Goethe ist, nach dem Sturze des alten Deutschlands und Preußens, wo Staatsmänner, Heerführer und praktische, exakte Forscher an die erste Stelle treten, gehört er nicht mehr zu den wirkenden, sondern nur noch zu den repräsentierenden Kräften der damaligen Gegenwart. Wäre er nach der Vollenendung des ersten Teils des Faust gestorben, so würde der deutsche Geist in seiner Entwicklung keine andre Richtung gewonnen haben; ohne seine frühern Werke könnten wir uns aber das heutige Deutschland einfach nicht denken. Dennoch hatte er sich nicht überlebt, obwohl er sich zurückzog und die große Menge ihn nicht verstand. Er verstand seine Zeit um so besser. Die Romantiker, die an ihm heranwuchsen, hatten ihr eignes Ideal einer neuen kirchlich-nationalen Existenz, das nicht das seine war. Aber über die letzten Fragen der allgemeinen Weltbetrachtung, nach Natur und Geist, nach den Grenzen von Glauben und Wissen weiß heute „die berufne Forschung im Grunde keine bessern Antworten zu geben, als die er gegeben hat.“ Er war nicht Deutschlands Gewissen, Gehirn oder Hand, „vielleicht aber das klare Auge, das weitschauend die zukünftige Bahn erkannte und darauf etwas von der Sonnenkraft fallen ließ, die in ihm war.“

Ein Teil dieser Weltanschauung ist die Goethische Religiosität, deren Wandlungen Sell nach den allgemein angenommenen Perioden seines litterarischen Lebens verfolgt. In der ersten beherrscht ihn die religiöse Aufklärung, dann unter den Stürmern und Drängern wird er Pietist und religiöser Separatist; im dritten Zeitraume vertritt er das Evangelium der Humanität und wird Pantheist, im vierten den von Kant ausgehenden kritischen und religiös-sittlichen Idealismus, im letzten die Versöhnung von Glauben und Wissen, ein praktisches Christentum, als Theist. Mit dem Kernpunkt des überlieferten Christentums, der Rechtfertigungslehre und dem Opfertode Christi, „weiß er nichts anzufangen.“ Den Gedanken der Versöhnung konnte er aus dem kirchlichen Christentum und dem Nationalismus seiner Zeit nicht nehmen, aber er hat ihn unter der unbewußten Einwirkung des Geistes der christlichen Religion doch ausgesprochen. „Seine Iphigenie ist etwas wie ein weiblicher Christus in heidnischer Umgebung.“ Die heidnischen Götter nehmen Züge der christlichen Gnade und Menschenfreundlichkeit an. Dabei bleibt er „dogmatisch ein Heide“ und verzichtet auf die göttliche Hilfe im Leben. Je mehr der Mensch, heißt es an einer andern Stelle, in dieser Welt seine Schuldigkeit thut, ohne sich um jene zu kümmern, desto sicherer wird er die höhere Bestimmung erreichen. Der

Persönlichkeit Christi hat Goethe, eine kurze Zeit ausgenommen, eine wirkliche Verehrung gewidmet. Ebenso wenig wie in den christlichen Veröhnungsgedanken konnte er sich in das Kantische Sittengesetz finden. Hierüber finden wir bei Saitschik gute Gedanken. Das selbständig wirkende Gute und Böse waren seiner Empfindung fremd. Nicht bloß das Reine und Sittliche, sondern auch das Große, das für unmoralisch gelten könne, sei „bildend,“ meinte er, denn das Moralische sei oft nur Subordination, die zu der wahren Größe nicht passe (Byron, Napoleon). Einen wahren Abscheu hatte er in der Kunst vor dem moralischen Geschmack. Seine Empfindung „wies keine einzige Stelle auf, die durch die Moral ausgefüllt werden könnte.“ Seine Sinne waren vielmehr „auf eine religiös-psychologische Auffassung des Lebens gerichtet.“ Sell berührt diese Fragen bei Gelegenheit des Goethischen Faust und der dem Teufel zuerteilten Rolle. Kant hat das radikale Böse in seine Moral eingeführt, damit, wie Goethe sagte, auch Christen herbeigelockt würden, den Saum zu küssen. Nach Goethe ist das Böse nicht der radikale Abfall von Gott, wie auch die Lehre von der Erbsünde will, sondern die zur Entwicklung alles Guten notwendige Verneinung, die Kritik, die wider Willen schließlich positiv schaffen muß. Vielleicht darf man, um den Gegensatz ganz scharf zu fassen, das Wort einmal wagen: das Böse kommt von Gott. Von hier aus hätte Sell in Bezug auf das Motto von Dichtung und Wahrheit (Frankfurter Zeit) *Nemo contra deum nisi deus ipse* zu einer richtigern Deutung kommen können, als die er Seite 59 giebt.

Doch nun muß es des einzelnen genug sein. Den beiden kürzesten Schriften ist in dieser Besprechung der längste Raum gegönnt worden, weil sie es verdienen. Sie könnten vielleicht in der Hochflut der Neuheiten untertauchen und sind doch so recht geeignet, von denen, die Goethe einen Teil ihrer Gedanken widmen, beachtet und bewahrt zu werden. Am Schluß möchte sich noch ein bescheidner Einspruch dagegen geltend machen, daß Goethes Pandora bei Sell nach bekanntem Muster „die glänzendste Leistung seiner allegorischen Dichtung“ genannt wird. Wo bleibt bei dieser Hyperbel Faust, zweiter Teil oder — doch wozu noch weitere Aufzählung? Was die Pandora für Goethe bedeutet, autobiographisch, entlastend, apologetisch, erklärend: „Wie selig euer Freund gewesen, der diese Nacht des Jammers überschlief usw.“ das steht auf einem ganz andern Blatte, und das hat uns am besten und vielleicht auch zuerst der vortreffliche Treitschke in seiner Deutschen Geschichte zu lesen gegeben.

U. P.

Zeitschriften. Die Verlagsanstalt F. Bruckmann in München bringt eine neue Monatschrift unter dem Titel Die Kunst, worin die frühere „Kunst für Alle“ und „Dekorative Kunst“ zusammengefaßt sein sollen. Der Titel „Die Kunst“ ist ein wenig zu dehnbar, als daß man ihn auf die bildende Kunst allein anwenden könnte; ebenso wenig kann es eine Kunst für Alle geben. Aber wo das Gebotne gut ist, darf man wohl den Titel als notwendige Zugabe hinnehmen. Das erste Heft ist in der Hauptsache ein Fritz August Kaulbach-Heft. Dadurch wird ein allgemein verständlicher, vornehmer Künstler an die Spitze gestellt, dessen reiches Schaffen immer erfreulich und wohlthuend ist. Das in Chromolithographie wiedergegebene Porträt des Kaisers und die Bildnisse der Kaiserin gehören zum besten, was wir vielleicht heute an Fürstenbildnissen haben. In den „Allotria-Zeichnungen“ giebt sich Kaulbach von einer derbern, liebenswürdig-ironischen Seite. Was ihn nie verläßt, ist das feine innere Stilgefühl und die Anmut.

Originalholzschnitte und gefnüpfe Teppiche von Peter Behrens (mit einem Begleitwort von Meyer-Graefe), vier sehr lebendige Trockenstifttradierungen von Fräulein Desaille (im Forainstil, Umrißlinien, die von Pariser Leben förmlich „zittern“),

Kunstgewerbliches und englische Villenarchitektur von Baillie Scott vervollständigen den Inhalt des starken Doppelhefts. Aus solcher Fülle wird sich jeder nehmen können, was er mag. W. S.

Wir Frauen haben kein Vaterland. Zwei Frauen schildern in Romanform den Lebenslauf von zwei gebildeten jungen Mädchen, die auf litterarischem Wege einen selbständigen Beruf erstreben, und entwickeln darin zugleich ihre ganz verschiedenen Ansichten über die Berechtigung dieses Strebens. Beide Mädchen sind wohlhabend, ihre Triebfeder ist also nicht die Sorge um das Brot, sondern ein höherer Ehrgeiz. Beide scheitern; die eine kommt zur Umkehr, die andre endet mit völligem Bankrott. In Clara Wiebigs Roman: „Es lebe die Kunst“ (Berlin, Fontane und Komp.) kommt die verwaisste Elisabeth, nachdem sie eben ihren Onkel und Pflegevater beerbt hat, aus Mezeritz nach Berlin, mietet sich selbständig ein, verkehrt bei Bankiers und Schriftstellern, schreibt Novellen und ein Theaterstück, das aber durchfällt, und heiratet zuletzt einen kleinen Beamten, der durchaus keine litterarischen Passionen hat. Nachdem sie die wurmstichigen und anrüchigen Verhältnisse der kunstliebenden Lebensreise, daneben aber auch das Zigeunerleben ganz armer Schriftsteller kennen gelernt und mitgenossen hat, ist sie nun eine beschränkte kleine Hausfrau geworden, die ihre Wirtschaft vernachlässigt, ohne Erfolg weiter schriftstellt und ihren Mann nicht glücklich macht. Sozial ist sie gesunken, anstatt emporzusteigen, und innerlich ist sie unbefriedigt geblieben. Eine Krankheit ihres Kindes bringt sie zur Besinnung, und eine Reise in die alte Heimat mit Mann und Kind stellt das innere Gleichgewicht wieder her. Mit Liebe und Vertrauen zu einem neuen, vernünftigen Leben kehrt die kleine Familie nach Berlin zurück. „Ich ringe ja nicht mehr nach Erfolg und Ruhm. Jetzt weiß ich, Befreiung und Frieden, das ist die Kunst.“ Die Tendenz ist gut (Frauenrechtlerinnen werden natürlich das Gegenteile sagen) und die Schilderung gewandt. Vieber wird man freilich der Verfasserin der „Kinder der Eifel“ in gesünderer Luft begegnen, als in diesem Berlin W und auch auf diesem Teil des Tempelhofer Feldes. Die Krisis kommt recht plötzlich, und der Schlußakt ist etwas matt und kurz; wir erfahren noch gern etwas näheres über das neue, bessere Leben der Heldin, nachdem uns die Darstellung allzulange in den recht widerrätigen Äußerlichkeiten ihrer Mißerfolge festgehalten hat. — Ilse Grapans Roman mit dem nicht verständlichen Nebentitel „Monologe einer Fledermaus“ (derselbe Verlag) berichtet in der Form eines Tagebuchs von einer vermögenden Hamburger Kaufmannstochter, die in Zürich studiert, aber gegen den Willen ihres Vaters, sodaß dieser ihr schließlich den Wechsel entzieht. Unter traurigen Entbehrungen ringt sie sich zu der Wahrheit durch, daß das Vaterland doch eigentlich für alle seine Kinder zu sorgen habe, und wendet sich an den Hamburger Senat um ein Stipendium. Da kommt sie schön an. Sie erhält den Bescheid: „Für studierende Frauen giebt es weder private noch staatliche Stipendien in Hamburg,“ und schreibt darauf in ihr Tagebuch: „Brechen wir mit allem und mit allen; hinunter in das Namenlose, zu den Rechtlosen, zu den Enterbten.“ Sie geht in eine Kartonnagenfabrik mit dem hochtönenden Ausruf: „Die Frauen haben kein Vaterland,“ der zugleich den Haupttitel dieses kleinen Lebenszerrbildes abgegeben hat. Andre werden vielmehr sagen: Ihr habt wohl eins, Kinder, ihr müßt es nur auch danach anfangen!

U. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig